

LITERATUR

Wer genau hinschaut, wird belohnt

Im neuen Roman des Österreichers Thomas Stangl macht sich ein Architekt zum Spielball seiner selbst und droht sich dabei gänzlich abhandenzukommen.

VON HEINRICH VOGLER

«Ich ist ein anderer», bekannte Arthur Rimbaud 1870. Es war die Initialzündung für eine Literatur, die weniger konkretes Leben darstellte als über die menschliche Existenz an sich nachdachte. Der Österreicher Thomas Stangl stellt sich seit seinen schriftstellerischen Anfängen in diese Tradition. Dazu braucht er keinen linearen Plot – auch nicht für seinen neuen Roman: In «Fremde Verwandtschaften» probiert er einem Wiener Architekten namens Hiesl unzählige Episoden an. Alles scheint offen, im Fluss zu sein. Vielleicht spielt sich sogar alles im Hirn des Protagonisten ab, als unkontrollierter Strom des Diversen, scheinbar Unzusammenhängenden?

Stangl umgibt seinen Protagonisten mit verschiedenen Handlungssträngen und Figuren, die durch die Hauptfigur zusammengehalten und so gemeinsam zu seinem Untersuchungsobjekt werden. Wer handelt gerade, wer analysiert, was ist worauf zu beziehen? Diese Fragen, die Stangl unablässig im Kopf der Lesenden provoziert, sind der Motor des Romans.

Labyrinth mit fingierten Ausgängen

Ergiebiger Schauplatz und Angelpunkt von «Fremde Verwandtschaften» ist eine Afrika-

reise: Der unauffällige Wiener Architekt und Familienvater Hiesl reist mit BerufskollegInnen zu einem Fachkongress in einer westafrikanischen Stadt, die der Autor Belleville nennt. Dort spricht der afrikanische Rektor einer Architekturhochschule davon, dass die «Zeit der Träume und der Utopien» vorbei sei, derweil sich für Hiesl die Reise schwieriger gestaltet als erwartet. Er tritt in viele postkoloniale Fettnäpfchen, kennt er doch die Codes nicht im Umgang mit dem Taxifahrer, der Bedienung im Restaurant. Zusätzlich kreuzen sich seine Wege mit einer Frau, die ebenfalls der Delegation angehört. Es bleibt in der Schwebe, ob diese Affäre nicht schon älteren Datums ist und ihr Ende nicht überfällig wäre. Noch unruhiger machen Hiesl zudem Tag- und Nachtträume, in denen ihm sein toter Vater sowie der schon als Kind verstorbene Bruder erscheinen. Unter diesen Umständen ist es dem Protagonisten unmöglich, in Afrika «die Welt wiederzufinden», wie er es sich insgeheim erhofft hatte.

Thomas Stangl führt uns durch ein Labyrinth, das nur aus fingierten Ausgängen zu bestehen scheint. Mal weist uns ein Er-, dann wieder ein Ich-Erzähler den Weg, der zeitgleich eine Parisreise macht – oder hat er sie schon hinter sich? Stangl schreibt so, wie ein Komponist serielle Musik schafft. Mit Endlos-



Der Protagonist versucht auf seiner Westafrikareise erfolglos, «die Welt wiederzufinden». Stattdessen tritt er in so manches postkoloniale Fettnäpfchen. FOTO: NICOLAS MARINO, ALAMY

schlaufen, die ihrerseits wieder Endlosschleifen generieren. Doch wer genau hinschaut, wird reichlich belohnt.

Der Architekt erinnert sich an eine tagträumerische Episode in der Pariser Metro. Er beobachtet eine ihm gegenüberstehende Frau. Dabei touchiert ihn der Gedanke: «(...) nur in einer anderen Welt als der wirklichen wäre eine Liebesgeschichte überhaupt möglich.» Doch der Zugang zu «einer anderen Welt» in Afrika bleibt Hiesl verwehrt, weil er dermaßen selbstbezogen ist und nicht aus sich herauszutreten vermag.

Viele Wirklichkeiten

Eine Poetik des Vieldeutigen und der absoluten Offenheit kennzeichnet Stangls Werk von bislang sechs Romanen. Im vorletzten Buch, «Regeln des Tanzes» (2013), wirft er Sprache und Wirklichkeit arg durcheinander. Der Ball liegt bei den Lesenden, die das Spiel um das Verborgene annehmen müssen, um den Widerspruch zwischen klar und unklar zu überwinden. Weil der Autor aber stets ein eindeutiges Herzstück in seine Romane einpflanzt, herrscht dennoch Gewissheit über das Fundament. In «Fremde Verwandtschaften» ist es die Afrikareise, die um Fragen der kulturellen Identität in einer postkolonialen Gegenwart

kreist; in «Regeln des Tanzes» ist es eine junge Demonstrantin, die gegen die rechtslastige Regierung protestiert. Sie und zwei weitere Figuren bilden ein Trio, das zu verschiedenen Zeiten durch Wien flaniert.

Aus der unterschiedlichen Wahrnehmung des scheinbar Diffusen kommen Stangls Charaktere zu ihren je eigenen Vorstellungen von Wirklichkeit – und die Lesenden zu einer farbigen Sicht auf diese. Der Autor versteht es, das Ungestüme und Ungeordnete so aufs Papier zu bringen, dass die Fülle zahlloser Episoden im Schwebezustand auf wundersame Weise in einer Hauptgeschichte aufgehen. Er schreibt die Partituren dieser Dissonanzen, die sozusagen erst durch die Lesenden zu Ende komponiert werden. Wer sich auf die scheinbar banale Geschichte einlässt, erlebt, wie provokative literarische Monotonie überraschend viele Saiten zum Klingen bringen kann.



Thomas Stangl: «Fremde Verwandtschaften». Roman. Verlag Droschl. Graz 2018. 272 Seiten. 34 Franken.

Der Autor liest im Rahmen der Brugger Literaturtage am Samstag, 15. September, um 13.30 Uhr im Kulturhaus Odeon. www.brugger-literaturtage.ch

AUF ALLEN KANÄLEN

Weisser Mann, was nun?

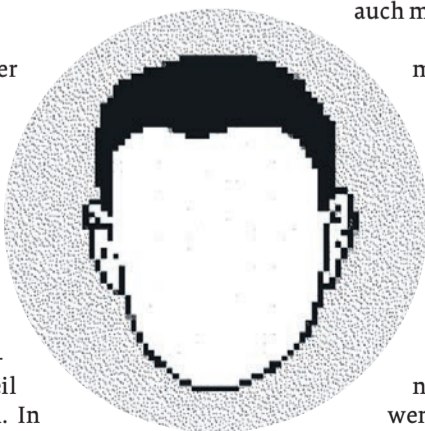
Reflexion ist besser als Wut. Das gilt gerade auch angesichts der umstrittenen Bezeichnung «weisse Männer».

VON DANIELA JANSER

Für auffallend viele weisse Männer ist das Etikett «weisse Männer» ein rotes Tuch. Egal ob auf Twitter oder in persönlichen Diskussionen: Die Bezeichnung löst regelmässig grossen Unmut aus, sogar dann, wenn sie keineswegs vorwurfsvoll, sondern bloss als Beschreibung verwendet wird. Das Label «weisser Mann» sei ärgerlich, unnützlich oder gar unfair, heisst es jeweils.

Bodenlose Empörung

Stellvertretend sei hier der österreichische Philosoph Robert Pfaller zitiert, der sich einst als Althusser-Forscher und Alltagsanalytiker einen Namen gemacht hat. Heute zieht er gegen Political Correctness und Identitätspolitik ins Feld und zeigt dabei kaum Berührungspunkte mit zum Teil extrem rechten Positionen. In einem neuen Aufsatz, nachzulesen im dubiosen Sammelband «Die sortierte Gesellschaft», bezeichnet er die «Klage über die «alten, heterosexuellen, weissen Männer»» direkt als «bodenlos dumme Polemik». Damit sprach er dem Chef des NZZ-Feuilletons aus dem Herzen, der sich seinerseits zur Verteidigung seiner Mitmänner aufschwang: «(...) immerhin haben die Prügelknaben auch die Demokratie, die Menschenrechte, die Dampfmaschine und den PC erfunden.»



Doch natürlich lauert hinter dieser bodenlosen Empörung ein viel interessanterer Komplex. Denn wer weisse Männer als weisse Männer bezeichnet und daran womöglich noch Wert- und Verhaltensurteile knüpft, kategorisiert diese Männer schlicht auf die gleiche Weise, wie es der öffentliche Diskurs mit Bezeichnungen wie «Menschen mit Migrationshintergrund», «muslimische Männer» oder «junge schwarze Frauen» auch macht.

Da dieser Diskurs immer noch sehr stark von weissen Männern geprägt ist, könnte man nun zum Schluss kommen, dass diese Gruppe zwar gern reihum Labels verteilt und diese auch ungehört mit Schandtaten und Pauschalurteilen verbindet. Umgekehrt ertragen es aber weisse Männer erstaunlich schlecht, wenn sie selbst in eine solche Schublade gesteckt werden: wenn sie erfahren, was es heisst, nicht mehr länger das unmarkierte und selbstverständliche Zentrum des Diskurses zu sein, frei von identitären Zuschreibungen und Schuldzuweisungen.

Auch ein Donald Trump betreibt letztlich ganz klar Identitätspolitik für weisse Männer – nur wird das kaum je so deutlich beim Namen genannt. Identifiziert und benannt werden sollen bloss die anderen, am

besten aus der privilegierten Sicherheit der eigenen scheinbaren Neutralität heraus. Oder etwas zugespitzter analysiert: Man geht heute sogar auf die Strasse, um für das «Recht» zu demonstrieren, weiterhin das N-Wort gebrauchen zu «dürfen», flippt im Gegenzug aber aus, wenn man mit dem vergleichsweise harmlosen Etikett «weisser Mann» konfrontiert wird. Dabei könnte man aus dem eigenen Ärger eine simple Lehre ziehen: Es ist unangenehm, wenn man in einen Topf mit verallgemeinernder Bezeichnung geworfen wird, von verächtlichen Etiketten ganz zu schweigen.

Gleicher als die anderen

Da wir hier nicht gerade von einer gefährdeten Randgruppe reden, wäre Gelassenheit angebracht. Und zwar sogar dann, wenn grobschlächtig behauptet wird, weisse Männer hätten sich in der Vergangenheit einiges zuschulden kommen lassen, von der Sklaverei über die Kolonialherrschaft bis zum Holocaust. Solche Behauptungen sind zwar sträflich verallgemeinernd und womöglich wenig aussagekräftig, aber halt nicht grundsätzlich unwahr. Und sie machen auch klar, dass das Etikett offensichtlich strukturell-abstrakt gemeint ist: Es wird also keineswegs unterstellt, dass jeder heute lebende weisse Mann auf der Anklagebank sitzt.

Nicht zu übersehen ist auch, dass die hartnäckigsten Attacken gegen die vermeintlich übermächtige Identitätspolitik in der grossen Mehrheit von weissen Männern stammen. Sie zeugen von der Angst, man könn-

te nun selbst in solche Identitätskategorien einsortiert werden, was für die «pale males» offenbar automatisch eine Abwertung und Machteinbusse bedeutet. Hinter der gerade von links oft geäusserten Behauptung, wir sollten uns doch einfach auf den Klassenkampf konzentrieren und alle dafür kämpfen, gleich behandelt zu werden, ungeachtet von Geschlecht, Religion, Hautfarbe und sexuellen Vorlieben, möchten manche weiterhin etwas gleicher sein als die anderen. Und dabei schön unauffällig bleiben.

